

Quelle: sz-online/Sächsische Zeitung
 Mittwoch, 23. März 2011

„Wir wollen uns der Geschichte der Synagoge stellen“

Von Markus Bauer

Vor 100 Jahren wurde die Görlitzer Synagoge geweiht. Es war für die Stadt ein großes Ereignis, das weit in die Region ausstrahlte. Markus Bauer, Vorsitzender des Förderkreises Görlitzer Synagoge, nahm das Jubiläum zum Anlass, grundsätzlich über die Geschichte des Gebäudes und der Juden in Görlitz sowie die Arbeit seines Vereins nachzudenken. Wir drucken seine Rede vom 13. März ab. Auch deswegen, weil am 31. März der Stadtrat entscheiden soll, ob der Verein die Synagoge für seine Arbeit nutzen kann.

Die Weihe der Neuen Synagoge am 7. März 1911 war sicher der Höhepunkt in der Geschichte der Juden von Görlitz. Seit 1847 hatten sich einzelne jüdische Familien in der Stadt niedergelassen, anfangs gegen den offenen Widerstand der städtischen Behörden. Aber die Vorbehalte gegen die Juden schwanden allmählich dahin. Denn die Epoche war ihnen günstig und bot ihnen gute Chancen des sozialen Aufstiegs.

In diesen Jahren erlebte Görlitz eine Phase geradezu rauschhaften Wachstums. Die Bevölkerungszahlen schossen in die Höhe, Handel und Industrie blühten auf wie nie in der Geschichte der Stadt. Das verschlafene Provinznest machte sich auf den Weg zu einer modernen, weltoffenen Großstadt, die sich zunehmend an Breslau, Dresden und Berlin orientierte. Grenzen des Wachstums schien es nicht zu geben.

Die Juden hatten hieran ihren Anteil, ja sie setzten sich in vielen Bereichen an die Spitze der Entwicklung. Die kleine Gruppe, nie mehr als rund 700 Personen, meist weniger als ein Prozent der Bevölkerung, war das unruhige, dynamische Ferment des Görlitzer Bürgertums, unternehmungslustig, gebildet, verliebt in die deutsche Kultur, fortschrittsgläubig bis zur Besinnungslosigkeit und zugleich patriotisch und staatstreu.

Aber es gab einen Makel, den die Juden mit sich herumtrugen und den sie so schnell wie möglich abzuschütteln trachteten. Sie galten als fremd, unstet und andersartig. Der greise Rabbiner Siegmund Freund, in seinem 83. Lebensjahr stehend, der seit 1856 die Gemeinde führte, hat das in seiner Festpredigt, hier vor 100 Jahren gehalten, so zum Ausdruck gebracht: „In der Wüste geboren war die Karawane jahrhundertlang das Sinnbild unseres Volkes; überall zu Hause und nirgends eine Heimat, überall vor dem Recht sich beugend und selbst rechtlos, überall Liebe heischend und selbst lieblos zurückgewiesen, so wanderte es durch die Jahrtausende und trug sein Vaterland an die Sohlen seiner Sandalen gebunden; die Erde seine Heimat, der Himmel sein Dach hat es das Wasser aller Flüsse getrunken und seine Leier an die Trauerweiden aller Länder aufgehängt.“

Das sollte nun ein Ende haben. Die Hoffnung angekommen zu sein, die Absicht zu bleiben, sich fest zu etablieren ist der rote Faden, der sich durch die Predigten und Reden des Weihetages zieht. Die Redner betonten die Dauerhaftigkeit und Monumentalität des Synagogenbaus, sie heben hervor, dass die Gemeinde das neue Gotteshaus aus eigenen Mitteln erbaut hat, ohne fremde Hilfe und auf eigenem Grund und Boden.

Und die Ereignisse des Tages schienen all denen recht zu geben, die erwarteten, dass die Juden nun endlich ihren festen Platz in der städtischen Gesellschaft gefunden hatten. Denn es war eine einzige Verbeugung der christlichen Mehrheitsgesellschaft vor ihrer jüdischen Minderheit. Alle waren sie gekommen: der Oberpräsident der Provinz Schlesien aus Breslau, der Regierungspräsident aus Liegnitz, der Landeshauptmann der Oberlausitz, natürlich der Oberbürgermeister von Görlitz, der Stadtverordneten-Vorsteher, der Stadtverordneten-Vorsteher-Stellvertreter, die Spitzen der zivilen und militärischen Verwaltung, die Vertreter der Kirchen, freilich seitens der katholischen Kirche nur ein Oberkaplan, alle Honoratioren und dazu Abgesandte aus anderen Städten. Sie alle machten den Juden ihre Aufwartung, lobten sie und versicherten ihnen, dass sie jetzt auch dazugehören sollten. Oberbürgermeister Snay brachte dies zum Ausdruck, als er die Synagoge zur Zierde der Stadt erklärte und seine Genugtuung darüber zum Ausdruck brachte, dass ihre mächtige Kuppel künftig das Stadtbild prägen würde.

Die Juden hörten das gern und gaben die Komplimente zurück. Emanuel Alexander-Katz, der den Synagogenbau seit Jahren durch unermüdete Tätigkeit und großzügige Spenden vorangetrieben hatte, der eigentliche Vater der Görlitzer Synagoge, brachte den Toast auf den Kaiser aus. Er lobte die tolerante Gesinnung des Herrschers, obwohl er sicher von dessen antisemitischer Haltung wusste. Martin Ephraim, der großzügigste Förderer und Mäzen der Künste und der Kultur, den Görlitz je hatte, stellte in seiner Rede heraus, die Görlitzer Stadtverwaltung habe von jeher bewiesen, dass sie zwischen den drei in der Stadt vertretenen Konfessionen keinen Unterschied mache (er wusste es natürlich besser). Er sage es gern, fuhr er fort, dass die Juden sich wohlfühlten in Görlitz, wo es ihnen vergönnt sei, in gemeinsamer Arbeit mit den anderen Bürgern an allen wichtigen Aufgaben mitzuwirken.

Vielleicht konnte man damals, in dieser historischen Situation, einer solchen Illusion verfallen. Wenige Jahre später wäre das wohl nicht mehr möglich gewesen. Der Erste Weltkrieg brach aus. Der Aufstieg der Stadt hatte ein jähes Ende. Den wirtschaftlichen Rückgang und die gesellschaftliche Regression bekamen beinahe als Erste die Juden zu spüren. Schon in den frühen 20er Jahren tauchten erste antisemitische Flugblätter auf, wurde die Synagoge erstmals und seitdem immer wieder mit Hakenkreuzen beschmiert. Die ersten Sportvereine verweigerten Juden die Mitgliedschaft. Völkische und rassistische Gruppierungen machten sich breit, Vorgängerorganisationen der NSDAP. Der Weg, der zur Vertreibung der Juden, zur Pogromnacht 1938 und zur Shoah führte, begann in Görlitz lange vor 1933.

All das war 1911 freilich nicht zu erahnen. Man glaubte, am Anfang einer Geschichte des Aufstiegs zu stehen und nicht etwa an ihrem Wendepunkt zum Untergang. Frohe Erwartung und Zuversicht bestimmten die Reden, etwa auch die Predigt von Rabbiner Freund, der sich am Ende unmittelbar an den Gott Abrahams und Isaaks wandte:

„Und wenn wir längst nicht mehr sind und dieses Haus noch immer von deiner Liebe und deines Volkes Treue kündigt, dann lass es unseren Nachkommen bezeugen, wie ihre Eltern an dich glaubten, dich in Demut verehrt haben. Dann lass unsere Kinder an den Taten der Väter in Liebe sich erbauen.“

Mir scheint es fast unmöglich, eine Brücke zu schlagen, die von diesen Worten in unsere Gegenwart führt. Zu viel ist dazwischen geschehen: die Vertreibung und Vernichtung der Gemeinde, die Schändung in der Pogromnacht, aber auch die langen bleiernen Jahre in der DDR. Aber die Worte wurden hier gesprochen, vor hundert Jahren, sie sind das Vermächtnis derer, die dieses Gebäude errichtet haben, und sie gelten fort.

Ich will jetzt nicht im Detail auf die Probleme der künftigen Nutzung der Synagoge eingehen. Sie alle kennen die lange schwierige Geschichte des Baus seit 1945: die Jahrzehnte des Leerstands und des Verfalls, die langsame Rückkehr des Gebäudes ins Bewusstsein der Bürgerschaft seit den späten 80er Jahren, Sanierungsarbeiten, neue Initiativen und Hoffnungen in den 90er Jahren, das Scheitern dieser Hoffnungen, erneuter Leerstand und Stagnation für einige Jahre. Seit Ende 2008 kann die Synagoge nun wieder für Veranstaltungen genutzt werden. Dafür hat die Stadt Görlitz gesorgt und hat damit gezeigt, dass sie bereit ist, als Eigentümerin Verantwortung für die Synagoge zu übernehmen.

Bürgerschaftliches Engagement muss dazukommen. Unser Verein hat im letzten Jahr ein Kulturprogramm organisiert und, wie ich denke, unter Beweis gestellt, dass eine Nutzung des Gebäudes möglich ist, die seine Bedeutung ernst nimmt und sich seiner Geschichte stellt. Wir sind bereit, diese Arbeit in enger Partnerschaft mit der Stadt fortzusetzen, wenn man uns die Verantwortlichkeit zubilligt, die wir zu übernehmen bereit sind. Der Entwurf für einen Nutzungsvertrag liegt ja vor. Ferner streben wir für die nächste Zeit die Verwirklichung eines unserer wichtigsten Ziele an, nämlich die Einrichtung eines Raumes, eines kleinen Nebenraums, der unmittelbar an die ursprüngliche Bestimmung des Gebäudes anknüpft. Es soll dort ein Gebetsraum entstehen für Juden aus Görlitz und Zgorzelec und für auswärtige jüdische Besucher der Stadt, zugleich ein Raum der Besinnung und des Gedenkens für alle Besucher der Synagoge. Wir haben erste Überlegungen für die Einrichtung vorgelegt; der Landesrabbiner Dr. Almekias-Siegl hat versprochen, uns zu beraten, und wir warten nun – zugegeben mit wachsender Ungeduld – auf die Genehmigung durch die Stadtverwaltung.

Wir schauen zurück auf hundert Jahre Geschichte dieses Baus, die überwiegend geprägt waren von Intoleranz und Gewalt, von Leid und enttäuschten Hoffnungen. Aber es gibt auch andere Momente in dieser Geschichte, an die es zu erinnern lohnt und die es wert sind, dass man an sie anknüpft: die Rettung des Gebäudes in der Pogromnacht 1938, wie immer sich das auch zugetragen haben mag, der erfolgreiche Widerstand der Denkmalschützer gegen die Abrisspläne der Stadt 1972, die Bemühungen der evangelischen Studentengemeinde zu DDR-Zeiten, den Bau zu erhalten, die Initiativen aus dem Europahaus für eine neue Nutzung in den 1990er Jahren. Und es gibt natürlich die Erwartungen und die Zuversicht derer, die den Bau errichteten und die sich hier vor hundert Jahren versammelten. Sie haben sich in die Architektur des Gebäudes unauslöschlich eingeschrieben, fast jeder, der hier eintritt, spürt etwas davon. Wenn wir Hinweise für eine künftige Nutzung aus der Geschichte des Baus gewinnen wollen, dann, so meine ich, müssen wir beide Aspekte berücksichtigen: die Geschichte des Scheiterns, aber auch der Widerstand dagegen und die Geschichte der Hoffnungen. Vielleicht gelingt es dann ja auch, etwas von der spirituellen Kraft, die hier vor hundert Jahren wirksam war, einzufangen und neu zu beleben. Am Ende ist zu hoffen, dass die Veranstaltung zum nächsten runden Jubiläum wieder von der jüdischen Gemeinde von Görlitz organisiert werden kann. Und wir wollen nicht unbedingt noch einmal hundert Jahre darauf warten.

Artikel-URL: <http://www.sz-online.de/nachrichten/artikel.asp?id=2719769>
